

SIMENON

Maigret

**Maigret bei
den Flamen**



KAMPA

3

Die Hebamme

Wie gewöhnlich war Maigret bereits um acht Uhr aufgestanden. Die Hände in den Manteltaschen, die Pfeife zwischen den Zähnen, stand er eine ganze Weile reglos vor der Brücke und ließ seinen Blick bald über den schäumenden Fluss, bald über die Passanten schweifen.

Der Wind war ebenso heftig wie tags zuvor. Es war viel kälter als in Paris.

Aber woran merkte man eigentlich, dass hier eine Grenze verlief? An den scheußlich braunen Backsteinhäusern, die typisch belgisch aussahen mit ihren quadersteingepflasterten Hauseingängen und den Kupferkrügen in den Fenstern?

An den harten, zerfurchten Gesichtszügen der Wallonen? An den khakifarbenen Uniformen der belgischen Zöllner oder aber daran, dass man in den Läden in beiden Währungen bezahlen konnte?

Jedenfalls war es offensichtlich; man befand sich an einer Grenze. Zwei Arten von Menschen trafen hier aufeinander.

Maigret spürte das besonders deutlich, als er ein Bistro am Quai betrat, um einen Grog zu trinken. Ein französisches Bistro, das Aperitifs in allen Farben ausschenkte. An den weiß getünchten Wänden hingen Spiegel, und die Gäste tranken ihr erstes Vormittagsgläschen Weißwein im Stehen.

Etwa ein Dutzend Schiffer stand um die Besitzer von zwei Schleppern herum. Man diskutierte darüber, ob es nicht doch möglich wäre, flussabwärts zu fahren.

»Ausgeschlossen. Man kommt nicht unter der Brücke von Dinant hindurch. Und selbst wenn wir es schaffen, müssten wir für die Tonne Fracht fünfzehn französische Franc nehmen. Das ist zu teuer. Dann warten wir lieber ...«

Ihre Blicke wanderten zu Maigret. Einer stieß den anderen an. Sie hatten den Kommissar erkannt.

»Da ist ein Flame, der meint, er werde morgen ohne Motor losfahren und

sich von der Strömung treiben lassen.«

In dem Bistro waren keine Flamen. Sie zogen den Laden der Peeters vor, mit seinem dunklen Holz, dem Geruch nach Kaffee, Zichorie, Zimt und Genever. Stundenlang lehnten sie dort an der Theke, unterhielten sich träge über dieses und jenes und blickten dabei mit ihren hellen Augen durch die durchsichtigen Reklamebilder auf der gläsernen Ladentür. Maigret hörte den Gesprächen zu. Er erfuhr, dass die flämischen Schiffer nicht beliebt waren, nicht wegen ihres Charakters, sondern weil sie dank der starken, gut gepflegten Motoren, mit denen ihre Schiffe ausgestattet waren, den Franzosen Konkurrenz machten und Frachten zu lächerlichen Preisen beförderten.

»Und obendrein bringen sie junge Mädchen um!«

Diese Worte galten Maigret, den man dabei verstohlen beobachtete.

»Worauf wartet die Polizei eigentlich noch, um die Peeters zu verhaften? Vielleicht zögert man, weil sie zu viel Geld haben ...«

Maigret verließ das Lokal, ging noch eine Weile auf dem Quai entlang und betrachtete das braune Wasser, das große Äste mit sich führte. In der kleinen Gasse zu seiner Linken sah er das Haus, das Anna ihm gezeigt hatte.

Es war ein trüber Morgen, der Himmel von undurchlässigem Grau. Die Leute froren und hielten sich nicht lange auf den Straßen auf.

Der Kommissar ging zur Haustür und zog an der Klingelschnur. Es war kurz vor halb neun. Die Frau, die ihm öffnete, schien gerade mit Putzen beschäftigt gewesen zu sein. Sie wischte sich die Hände an ihrer feuchten Schürze ab.

»Ja bitte?«

Am Ende des Flurs sah man eine Küche, in der ein Eimer und Schrubber standen.

»Ist Monsieur Piedbœuf da?«

Sie musterte ihn misstrauisch von Kopf bis Fuß.

»Vater oder Sohn?«

»Der Vater.«

»Sie sind doch bestimmt von der Polizei. Dann müssten Sie wissen, dass er um diese Zeit schläft. Er ist Nachtwächter und kommt nie vor sieben Uhr morgens nach Hause. Aber wenn Sie jetzt hinaufgehen wollen ...«

»Nein, nicht nötig. Und der Sohn?«

»Der ist vor zehn Minuten zur Arbeit gegangen.«

Aus der Küche hörte man, wie etwas zu Boden fiel, und Maigret sah den Kopf eines Kindes.

»Ist das zufällig ...«, begann er.

»Ja, das ist der Sohn der armen Mademoiselle Germaine. Wollen Sie jetzt hereinkommen oder nicht? Es wird ja ganz kalt im Haus ...«

Der Kommissar trat ein. Der Anstrich des Flurs sollte an Marmor erinnern. Die Küche war unaufgeräumt, und die Frau brummte etwas vor sich hin, während sie Eimer und Schrubber beiseiteschob.

Auf dem Tisch standen schmutzige Tassen und Teller. Ein Junge von zweieinhalb Jahren saß dort ganz allein und löffelte ungeschickt ein weiches Ei, wobei er sich mit Eigelb bekleckerte.

Die Frau war etwa vierzig. Sie war mager und hatte ein ausgezehrt Gesicht.

»Ziehen Sie das Kind auf?«

»Ja. Seit sie seine Mutter umgebracht haben, hüte ich ihn die meiste Zeit. Der Großvater muss den halben Tag schlafen, und sonst gibt es hier niemanden. Wenn mich meine Patientinnen brauchen, muss ich ihn einer Nachbarin anvertrauen.«

»Patientinnen?«

»Ich bin Hebamme.«

Sie hatte ihre karierte Schürze abgenommen, als ob diese ihr etwas von ihrer Würde nähme.

»Hab keine Angst, mein kleiner Jojo«, sagte sie zu dem Kind, das aufgehört hatte zu essen und den Besucher anstarrte.

Ähnelte der Junge Joseph Peeters? Schwer zu sagen. Jedenfalls war es ein schwächliches Kind. Es hatte unregelmäßige Züge, einen zu großen Kopf, einen mageren Hals und vor allem einen breiten, schmallippigen Mund, der eher zu einem zehnjährigen Kind gepasst hätte.

Es ließ Maigret nicht aus den Augen, aber sein Blick war ausdruckslos. Und das blieb er auch, als die Hebamme das Kind auf eine etwas theatralische Art in die Arme nahm und rief:

»Das arme Spätzchen! Iss dein Ei, mein Liebling!«

Sie hatte Maigret keinen Stuhl angeboten. Der Fußboden war noch nass, und auf dem Herd stand ein Topf mit Suppe.

»Sie sind wahrscheinlich der, den sie aus Paris geholt haben.«

Die Stimme war noch nicht aggressiv, klang aber alles andere als

liebenswürdig.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Sie brauchen nicht so geheimnisvoll zu tun. Hier weiß jeder Bescheid.«

»Was meinen Sie damit?«

»Das wissen Sie ebenso gut wie ich! Eine schöne Aufgabe haben Sie da übernommen. Aber die Polizei stand ja schon immer auf der Seite der Reichen, oder?«

Maigret runzelte die Stirn, nicht wegen der grundlosen Unterstellung, sondern wegen der Haltung, die diese Worte zum Ausdruck brachten.

»Die Flamen haben ja selbst überall herumposaunt, dass man ihnen nicht mehr lange etwas anhaben könnte, denn wenn ich weiß nicht welcher Kommissar aus Paris käme, dann würden sich die Dinge ändern.« Sie setzte ein boshaftes Lächeln auf. »Man hat ihnen genügend Zeit gegeben, ihre Lügen vorzubereiten! Sie wissen sehr gut, dass man Mademoiselle Germaines Leiche nie finden wird. Iss, mein Kleiner. Hab keine Angst ...«

Mit feuchten Augen betrachtete sie das Kind, das seinen Löffel in die Luft hielt und Maigret noch immer anstarrte.

»Und sonst haben Sie mir nichts zu sagen?«, fragte der Kommissar.

»Nicht das Geringste! Die Peeters haben Ihnen bestimmt alle Auskünfte gegeben, die Sie brauchen, und sie haben Ihnen wohl auch gesagt, das Kind sei nicht von Joseph!«

Lohnte es, sich darauf einzulassen? Maigret war der Feind. Eine Atmosphäre des Hasses erfüllte das ärmliche Haus.

»Und wenn Sie Monsieur Piedbœuf sprechen wollen, brauchen Sie nur gegen Mittag wiederzukommen. Dann steht er nämlich auf, und Monsieur Gérard kommt zu dieser Zeit aus dem Büro ...«

Sie führte ihn durch den Flur hinaus und schloss die Tür hinter ihm. Im ersten Stock waren die Rollos heruntergelassen.

In der Nähe des Hauses der Flamen traf Maigret Inspektor Machère, der sich mit zwei Schiffern unterhielt. Als er den Kommissar bemerkte, beendete er sein Gespräch.

»Was haben sie erzählt?«

»Ich habe mit ihnen über die Étoile Polaire gesprochen. Sie glauben sich zu erinnern, dass ihr Besitzer am 3. Januar gegen acht das Café des Mariniers verlassen hat und dass er wie jeden Abend betrunken war. Im

Augenblick schläft er noch. Ich war vorhin auf seinem Schiff, er hat mich nicht einmal gehört.«

Hinter den Scheiben des Ladens sah man das weiße Haupt von Madame Peeters, die die Polizeibeamten beobachtete.

Ihre Unterhaltung war wenig aufschlussreich. Ohne besonderes Interesse sahen sich die beiden Männer um.

Auf der einen Seite der Fluss, dessen Wehre geöffnet waren und der mit einer Geschwindigkeit von neun Stundenkilometern das Treibgut mit sich fortriss.

Auf der anderen Seite das Haus.

»Das Haus hat zwei Eingänge«, sagte Machère. »Den, den wir sehen, und einen anderen hinten. Im Hof gibt es einen Brunnen ...«

Er beeilte sich hinzuzufügen:

»Ich habe ihn untersuchen lassen. Ich glaube, wir haben alles durchsucht. Und dennoch, ich weiß nicht, warum, habe ich das Gefühl, die Leiche ist nicht in die Maas geworfen worden ... Wie ist das Damentaschentuch auf das Dach gekommen?«

»Wissen Sie schon, dass man den Motorradfahrer ausfindig gemacht hat?«

»Ja. Aber das beweist nicht, dass Joseph Peeters an jenem Abend nicht hier war ...«

So war es! Es gab keinen Beweis, weder dafür noch dagegen. Es gab keine einzige verlässliche Zeugenaussage.

Germaine Piedbœuf war gegen acht Uhr in den Laden gekommen. Die Flamen behaupteten, sie sei wenige Minuten später wieder gegangen, aber niemand hatte sie mehr gesehen.

Das war alles!

Die Piedbœufs klagten auf dreihunderttausend Franc Schadenersatz.

Zwei Schifferfrauen betraten den Laden, und die Klingel ertönte.

»Glauben Sie immer noch, Herr Kommissar ...«

»Ich glaube gar nichts, mein Lieber! Bis nachher ...«

Er ging ebenfalls hinein. Die beiden Kundinnen traten zur Seite, um Platz zu machen. Madame Peeters rief:

»Anna!«

Und sie eilte zur Glastür, die in die Küche führte.

»Treten Sie ein, Herr Kommissar. Anna kommt sofort. Sie räumt noch die Zimmer auf.«